



Amy Shark
Love Monster
Wonderlick/Sony

Ruhm infolge eines Werbespots zu genießen, ist grundsätzlich kein Verbrechen. Auch Amy Shark verdankt dem Einsatz ihres Songs „Adore“ im deutschen Fernsehen einen Popularitätsschub über ihre australische Heimat hinaus. Ihr von Indie und HipHop inspirierter Pop erleichtert das internationale Andocken genauso wie ihre Chewing-Gum-Stimme, die die Lyrics immer ein bisschen in die Länge zieht und die Musikerin deshalb zwar interessanter als Girlmusikerinnen wie Vanessa Carlton oder gar Avril Lavigne macht, aber eben auch nicht an den musikalischen Mut einer Lorde heranreicht.

„Love Monster“ überzeugt deshalb nur bedingt. Zu einfalllos produziert scheinen die 14 Songs, die inhaltlich und von der Songstruktur her auch nur wenig Abwechslung bieten – Ausnahme sind der Hit und das finale Stück „You Think I Think I Sound Like God“, das die wuchtige Tiefe seiner eigentlich coolen Interpretin dann doch noch an die Oberfläche bringt. So geht „Love Monster“ über das kurzlebige Aufflackern eines Instagram-Posts nicht hinaus – für die Ansprüche der Werbe- und Lifestyleindustrie natürlich genau richtig. **Verena Reygers**



Jorja Smith
Lost & Found
Famm/Orchard

Jorja Smiths Debütplatte gehört bereits jetzt zu den wichtigsten Alben in 2018. Ihr Talent erkannten u. a. Drake, der sie in dem loungig polyrhythmischen Song „Get It Together“ featurte, sowie Kali Uchis, die Smith für ihren bouncigen Midtempo-Hit „Tyrant“ dazu holte. Auf beiden Songs schmiegt sich Smiths Stimme in die poppigen Rhythmen ein. Vielleicht erwarteten deswegen einige ein beat- und basslastiges R'n'B-Album, das derzeit den Garanten für Erfolg darstellt.

Für Jorja Smith gilt aber: Weniger ist mehr. Im Zentrum steht ihre volle Stimme, die mühelos zwischen Funk, Soul und Jazz changiert. Die Britin gibt jedem Song Zeit und Raum, um ihren Gesang in allen Facetten zu entfalten und ihren entschleunigten Entwurf von Pop zu präsentieren. So setzt Smiths Gesang im Opener „Lost & Found“ erst nach anderthalb Minuten ein, zuvor steigert sich dieser durch ein klassisches Soulsummen.

Dabei sind die Songs durchgehend spartanisch instrumentiert: In „Goodbye“ untermalt ein Gitarrenzupfen ihre Stimme, und in „Blue Lights“ ist nur ein Nineties-Keyboardsound unterlegt. Letzteres Stück hat Smith zwei Jahre zuvor veröffentlicht, einfühlsam und mit Traurigkeit singt sie über Racial Profiling. Dank ihres wortgewandten Songwritings behandelt die 21-jährige Sängerin Themen wie romantische Liebe, Polizeigewalt, Armut und das Versagen des britischen Wohlfahrtsstaats mit einer ausnahmslos feinfühligem Ernsthaftigkeit. Jorja Smith belehrt uns nicht, sie erzählt ihre Coming-of-Age-Geschichte mit vielen Warum-Fragen, ohne einfache Antworten zu geben. **Nadine Schildhauer**



Tracyanne & Danny
Tracyanne & Danny
Merge Records/Cargo

Dieses Album ist einerseits das Comeback von Tracyanne Campbell und gleichzeitig der Start für Tracyanne & Danny: Vor drei Jahren starb Carey Lander, Keyboarderin der schottischen Band Camera Obscura an Krebs. Der Tod ihrer Freundin und Kollegin traf Camera-Obscura-Sängerin Tracyanne so sehr, dass sie vorerst keine Musik mehr machen wollte. Doch dann überredete Danny Coughlan alias Crybaby Campbell sie, eine gemeinsame Platte aufzunehmen. Coughlan war früher als Support-Act von Camera Obscura aufgetreten, man kannte sich also und teilte überdies musikalische Vorlieben – das Projekt war beschlossen.

„Tracyanne & Danny“ sei kein Duettalbum, betonen die beiden, und das stimmt: Auch wenn das Album stilistisch durchaus an Duos wie Nancy & Lee oder She & Him erinnert, gibt es keine Lieder, die wie musikalisch untermaltes Geplauder wirken. Jeder Song fokussiert entweder Tracyannes unvergleichlich klare, helle Stimme oder Dannys sehnsuchtsvolle Vocals, verbunden durch nostalgische Referenzen an Popbands wie Aztec Camera, die Go-Betweens oder Belle & Sebastian, auch an Edwyn Collins muss man denken, was nicht verwunderlich ist: Die Stücke wurden in seinem Studio aufgenommen, im Carey Lander gewidmeten countryesken „Alabama“ singt Collins sogar mit.

Vieles auf dieser sonnendurchfluteten Platte ist sehr schön, das folkig-psychedelische „2006“ z. B., die Ballade „Jacqueline“ oder die schwelgende Hymne an Georgia O'Keeffe – doch insgesamt fehlt es Tracyanne & Danny ein wenig an Mut und Biss. Aber das ist nicht schlimm: In jedem Ton, jeder Textzeile ist spürbar, dass sich hier zwei aneinander herantasten, die noch tolle Sachen machen werden. Vielleicht sogar ein Duettalbum. **Christina Mohr**



Fauna
Infernum
Ventil Records

Auf dem zweiten Album der Wienerin Rana Farahani alias Fauna vermischt sich konzeptueller Pop mit HipHop-Elementen und Eurodance zu einer dystopischen Vision. Gegenwärtige Phänomene und politische Diskurse finden sich in zugespitzter, düster ausgelegter Form wieder. Aus der Renaissance spiritueller Wegweisung entsteht in Faunas futuristischem Universum eine cross-religiöse „Hölle“, in der Menschen in Zeiten von Rechtsruck und Krieg in der Unendlichkeit New-Age-esker Praxen nach Antworten suchen.

An diesem Ort reimt sich auf „Ave Maria“ die „Scharia“. Das Kapitel „digitales Zeitalter“ hakt sie gleich im ersten Song „Primus“ ab, in dem eine Computerstimme von den Schwierigkeiten erzählt, Musik zu machen, wenn die Weltuhr auf fünf vor zwölf steht. Dass Pop genauso komplex wie hymnenhaft sein kann, beweist der Track „Lonely At The Top“, der sich direkt ins Hirn graviert: „I am a supergirl and I am on top of the world/All they do is bugging me / But I don't give a fuck.“ Hier löst Euphorie die ansonsten eher düstere Stimmung ab, wobei es an Clubtauglichkeit nirgendwo mangelt. Das mag u. a. daran liegen, dass Farahani in der Underground-Clubkultur zu Hause ist. In Wien organisiert sie mit der Hyperreality-Kuratorin Marlene Engel gemeinsam die queere Partyreihe „Bliss“. Ästhetisch versetzt Fauna ihre Hörer*innen zurück in die frühen 2000er, wo dank mit Autotune hochgepitchter Vocals Clubikonen wie Gigi D'Agostino grüßen, allerdings in avantgardistischer Neuaufmachung. **Hengameh Yaghoobifarah**



Liz Phair
Girly-Sound To Guyville: The 25th Anniversary Box Set
Matador/Beggars

Mit Boxsets ist das immer so eine Sache. Wenn das Werk einer Künstler*in nochmals aufgelegt wird, scheint das nur etwas für beinharte Fans zu sein, eine Devotionalie für die Plattensammlung. Anders liegt der Fall beim soeben erschienenen Boxset rund um Liz Phairs erstes Album „Exile In Guyville“. Ganze 25 Jahre ist es bereits her, dass Phair mit ihrer Gitarre um den Hals auftauchte – aber ihr Debüt hat nichts an Kraft eingebüßt. Zeit also, die Künstlerin neu zu betrachten.